

Zeitschrift: Judaica : Beiträge zum Verstehen des Judentums
Herausgeber: Zürcher Institut für interreligiösen Dialog
Band: 65 (2009)

Artikel: Synagoge als Identitätsträger : die Anfänge des Schweizer Synagogenbaus
Autor: Epstein, Ron
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-960891>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Synagoge als Identitätsträger: Die Anfänge des Schweizer Synagogenbaus

von Ron Epstein*

Einleitung

Die Schweiz stellt ein geeignetes Forschungsfeld dar, um sich mit den Fragestellungen rund um die Entstehung des Bautypus *Synagoge* zu beschäftigen. Bis heute sind in der Eidgenossenschaft fast alle im 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts entstandenen Synagogenbauten erhalten geblieben.¹ Heute bestehen in der Schweiz 23 Synagogengebäude (Abb. 1), von welchen die ältesten im ländlichen Lengnau (1847) und Endingen (1852) erstellt wurden, ein neues modernes Gemeindezentrum mit Synagoge der Liberalen Gemeinde Genf entsteht zurzeit in der Rhonestadt. Die Tatsache, dass auch die meisten der dazugehörenden Archive und somit die Protokolle der jüdischen Gemeinden noch bestehen, ermöglicht einen tiefen Einblick in die Entstehungsgeschichte der Bauten. Sie geben bedeutende Erkenntnisse und Aufschlüsse über den Planungsablauf und die Entscheidungsprozesse, die das äussere und innere Erscheinungsbild der Synagogenbauten geprägt haben. Ebenso soll der Blick auch auf die Architekten² gerichtet werden, die mit den Bauten beauftragt worden waren, um die Entwicklung ihrer Entwürfe nachvollziehen zu können. Beide Einsichten erlauben uns zu begreifen, welche gesellschaftspolitischen Vorgänge sich in den Synagogenbauten widerspiegeln.

Welche Bauten dienten den fast ausnahmslos im Synagogenbau unerfahrenen Architekten als Vorbilder? Wie verstanden sie die im Rahmen der Emanzipation gewonnene Identität der neuen jüdischen Gemeinden und mit welchen Formen war diese nach aussen hin umzusetzen? Oder waren

* Dipl.-Arch. Dr. Ron Epstein, ron@epstein.ch.

¹ Vgl. dazu RON EPSTEIN, *Die Synagogen der Schweiz. Bauten zwischen Emanzipation Assimilation und Akkulturation*, Zürich 2008.

² Als Architekten wurden von den Gemeinden in der Anfangsphase des Schweizer Synagogenbaus ausschliesslich nicht-jüdische Planer verpflichtet. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts nach vollzogener Emanzipation wurde auch jüdischen Architekten die Gelegenheit geboten, Gotteshäuser für ihre Glaubensgenossen zu entwerfen. Synagoge Delémont (1911), Architekt Arthure Roos; Synagoge Luzern (1912), Architekt Max Seckbach.

es die Gemeinden selbst, welche den Architekten ihr formales Verständnis für das neue Gotteshaus übertrugen? Woher stammen die heute eigenartig wirkenden orientalischen Muster und Formen und welche war ihre Bedeutung für die Gemeinde, für die Architekten und nicht zuletzt auch für das christliche Umfeld?

Historische Grundlagen

Im Gegensatz zu dem Gebiet des Elsass, in dem um das Jahr 1850 mehr als 60 % der jüdischen Bevölkerung Frankreichs lebten, und zum benachbarten süddeutschen Raum durften sich Juden erst ab der Mitte des 18. Jahrhunderts in der Schweiz aufhalten und dies ausschliesslich in den beiden Landgemeinden Endingen und Lengnau im Aargauer Surbtal. Ab dem 19. Jahrhundert entstanden allmählich im Gebiet des Juras kleinere Landgemeinden wie jene von Avenches, Delémont und Porrentruy, deren Zuwanderer vor allem aus dem nahen Elsass stammten und in die Schweiz kamen, um hier neue wirtschaftliche Absatzmärkte zu finden. Die wirtschaftlich schwierige Lage des Elsass und der später einsetzende deutsch-französische Krieg führten zur vermehrten Migration, auch in die Städte Basel, Bern und Genf. Der Aufschwung der Schweizer Uhrenindustrie brachte eine Vielzahl elsässischer Juden in die neuen Wirtschaftszentren La Chaux-de-Fonds, Le Locle, St. Imier und Biel, wo ansehnliche Stadtgemeinden entstanden. Schliesslich ist auch die Textilstadt St. Gallen zu erwähnen, in welcher 1852 Juden aus dem nahe gelegenen Hohenems die dortige *Israelitische Religionsgenossenschaft* gründeten.

Auf Bundesebene erfolgte die rechtliche Gleichstellung erst 1874 mit der dritten eidgenössischen Verfassungsrevision, in welcher neben der 1866 gewährten freien Niederlassung endlich auch für alle Bürger die freie Ausübung der Religion gewährleistet wurde.

Die beiden Judendörfer Lengnau und Endingen

Mit dem Anbruch der Neuzeit in der Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden zunächst in ländlichem Umfeld in mitten der beiden Judendörfern Lengnau und Endingen die ersten Schweizer Synagogenbauten, die Vorläuferbauten der heute noch bestehenden beiden Synagogen. Von diesen fand vor allem der Bau der Endinger Gemeinde (1764) (Abb. 2) Beachtung, der ganz in der Tradition barocker Synagogenbauten errichtet worden war. Ähnliche Bauten entstanden in jener Zeit in unmittelbarer Nähe in den beiden jüdischen Städtchen Hohenems (1772) und Randegg (1810).

Mit verstärkender Zuwanderung sahen sich die beiden Surbtaler Gemeinden Mitte des 19. Jahrhunderts gezwungen, ihre Synagogen durch

grössere Gotteshäuser zu ersetzen. Gleichzeitig wurden die Gemeinden aber auch mit behördlichen Auflagen und Gesetzen belastet, die dem Kanton Aargau dazu dienen sollten, die stark angewachsene Gemeinschaft unter die Fittiche der kantonalen Administration zu bringen. 1820 wurde den Rabbinern auferlegt, behördliche Erlasse in der Synagoge öffentlich zu verkünden, 1822 wurden die Gemeinden zur Einführung eines Geburts- und Sterberegisters verpflichtet. Schliesslich trat am 29. Juli 1824 ein neues Organisationsgesetz in Kraft, das die Israeliten verpflichtete, als eigenständige Korporation eine Vorsteherschaft zu wählen und Steuern von ihren Mitbürgern einzufordern. Weitere Bestimmungen betrafen die Regelung der Verwaltung, des Armen- und insbesondere des Schulwesens. Mit den neu erlassenen Gesetzen hatten die beiden Landgemeinden endgültig ihre politische Eigenständigkeit verloren. Auch die Wahl der Rabbiner oblag nun den Aargauer Behörden. Die mit den kantonalen Gesetzen verbundenen Auflagen hatten zum Ziel, die beabsichtigte Emanzipation der Surbtaler Israeliten zu beschleunigen,

„dass sie [die Israeliten] ihren verderblichen Schacher- und Wucherverkehr mit einem edlen Geschäfts- und Berufsleben vertauschen, dass sie überhaupt auf die Höhe des übrigen sozialen und gesitteten Lebens gebracht [werden, damit] ihre Bildung eine andere, dem Wesen, den Sitten, den Verhältnissen unseres Landes angemessene und ähnlichere werde. [...] Die Juden weg vom Wucher und Handel zu gleichwertigen Bürgern zu formen“.³

Von jüdischer Seite aus wurde der Wille zur Emanzipation, d.h. zur rechtlichen Gleichstellung, zunehmend intensiver verfolgt, und man wurde mit etlichen Vorstössen bei Bund und Kanton vorstellig, um mit der angestrebten Niederlassungsfreiheit aus der Umklammerung der beiden Surbtaler Gemeinden ausbrechen zu können und auch den Nachzug von Familienmitgliedern aus dem Ausland zu ermöglichen. In diesem Kontext anerkannte sich der bevorstehende Bau der neuen Synagogen, die mit der Emanzipation verbundenen Absichten und Ziele umzusetzen, sowohl seitens der Gemeinde wie auch vonseiten des Kantons.

Fast zeitgleich mit dem Bau der beiden Gotteshäuser entstanden auch Schulhausbauten, in Lengnau 1842, in Endingen 1854 (Abb. 3). Diese Bauten widerspiegeln die durchlaufene Akkulturation: Der Bildung als Mittel zur gesellschaftlichen Integration wurde wesentliche Bedeutung zugemessen, dies nicht nur von der Gemeinde selbst, sondern auch vom

³ Rede von Augustin Keller am 15. Mai 1862 vor dem Grossen Rat zur Einführung des Gesetzesentwurfs betreffend die Judenemanzipation, zitiert nach ARNOLD KELLER, *Augustin Keller 1805-1883*, Aarau 1922, S. 352-364.

Kanton, der zum Beispiel mit der durch die Behörden zugesprochenen Subvention von 2500 Franken an den Bau der Endinger Synagoge gleichzeitig die Verpflichtung verband, das Lehrergehalt endlich auf den vom Kanton verpflichteten Minimallohn anzuheben.

Die Wahl des Architekten war sowohl für die Gemeinde wie auch für die Behörden von entscheidender Bedeutung. Ferdinand Stadler, Erbauer der 1847 in Lengnau (Abb. 4, 5) eingeweihten Synagoge, erfüllte sowohl die vom Kanton Aarau als auch die der jüdische Gemeinde verbundenen Vorstellungen: Der aus Zürich stammende Stadler war weithin bekannt als solider und in ästhetischen Belangen unanfechtbarer Fachmann, hatte er doch als Erbauer mehrerer Schweizer Kirchen und öffentlicher Bauten entsprechende Anerkennung gefunden. In diesem Sinne war es der Gemeinde gelungen, einen Architekten zu verpflichten, dessen Renommé die Anerkennung des zukünftigen Synagogenbaus gewährleisten sollte. Für den Kanton erfüllte er die Bedingungen für den Entwurf einer integrativen Lösung. Stadler wählte für die Ausführung den Rundbogenstil. Das folgende Zitat mit der Bemerkung Stadlers, bewusst auf einen *arabischen oder ägyptischen Baustyl* zu verzichten, zeigt, dass Stadler im Rahmen seiner Ausbildung und seines Know-how als Architekt bewusst war, dass in Deutschland zu jener Zeit die meisten Synagogen im maurischen Stil erbaut wurden:

„Der Bau wurde ungeachtet der geringen Mittel im Innern ziemlich reich ausgestattet und macht keinen ungünstigen Eindruck. Das Ganze hat, wenn man will, einen zu modernen fröhlichen Charakter, während die Architekten sonst gerne den arabischen oder ägyptischen, mehr ernsten Baustyl anwenden. [...] Allein die Mittel zu massiver colossaler Architektur fehlten hier.“⁴

Die Verwendung dieses *arabischen Baustyls* hätte jedoch nicht den Vorstellungen der Aargauischen Behörden entsprochen, da er dem Bau eine Eigenständigkeit und eigene Identität verliehen hätte, die dem Willen des Kantons zur Emanzipation im Sinne einer gesellschaftlichen Integration widersprochen hätte.

Erst fünf Jahre später, beim Bau der neuen Synagoge der Lengnauer Nachbargemeinde Endingen, trat eine solche Absicht offen zu Tage. Caspar Joseph Jeuch, renommierter Architekt und Bauverwalter aus dem benachbarten Baden, bekannt durch seine zahlreichen kirchlichen Bauten sowie seine Entwürfe für das Badewesen Badens, verwendete sowohl für die Gestaltung des Innenraums (Abb. 6) wie aber auch für das Äussere (Abb. 7), orientalische Formen, wie sie bis anhin in der Schweiz noch nie Verwendung gefun-

⁴ Zitiert nach: Das Leben des Ferdinand Stadler von Zürich, in: *Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für 1872*, Zürich.

den hatten. Das Innere sollte dem äusseren Eindruck entsprechend *im orientalischen Style getreu durchgeführt werden*.⁵

Jeuchs Beschäftigung mit Bauten im orientalischen, respektive maurischen Stil belegen Skizzen aus seinem Nachlass, in welchen er etliche Bauten in diesem Stil sowie auch die 1859 in Genf eingeweihte Synagoge nachzeichnete. Sie bezeugen seine intensive Beschäftigung mit dem neu aufgekommenen Formenvokabular und bestätigen seine bewusste Verwendung von maurischen Formen und Ornamenten als Stilmittel für die neu gestellte Bauaufgabe.

Die Gestaltung der beiden Gotteshäuser wurde durch die Gemeinden nie in Frage gestellt, noch gaben sie den Architekten klare formale Vorgaben. Vielmehr waren mit dem Bau der neuen Synagogen liturgischen Reformen verbunden, über welche in den Kommissionen heftig gestritten wurde. 1847 berichtete die Deutsche *Allgemeine Zeitung des Judentums* über die diesbezüglichen Zustände in Endingen und Lengnau:

„Zwar haben beide Gemeinden eine jede für sich ein Synagogenreglemente entworfen, keins von beiden kann nur im geringsten die Forderungen, die an einem Gottesdienst gestellt werden können und müssen, so derselbe Erhebung und Erbauung verschaffen soll. Auch keins von beiden streng vollzogen. Das Institut der Predigt hat hier noch keinen mächtigen Aufschwung erhalten.“⁶

Insbesondere bei der Planung der Endinger Synagoge wurde um den Machtanspruch des dortigen Rabbiners, Leopold Wyler, heftig gestritten. Obwohl sich Wyler in den Dreissiger Jahren für die Emanzipation der Surbtaler Juden eingesetzt hatte, galt er 20 Jahre später schon als konservativ. Sein Opponent war Lehrer Markus Getsch Dreifuss, selbst einst Schüler Wylers, der für weitgehendere Reformen eintrat und diese auch gegen den Willen Wylers in der Endinger Gemeindeschule durchsetzte. Zudem kam, dass er in einem von ihm gegründeten Gesangsverein parallel zur Synagoge Gottesdienste in Anlehnung an den neuen, in Deutschland aufkommenden Reformritus abhielt:

„Ärger noch hat es in dieser soit disant Rabbi mit dem dortigen jüdischen Gesangsverein getrieben. Er predigte wiederholt gegen dieses Institut [der Emanzipation] und besonders heftig als der Verein sich erfrechte, am Freitagabend durch einen Christen Lichter anzünden zu lassen erliess deshalb auch wieder den Lehrer Dreifuss wo das Sittengericht zitieren, wo dieser ihm aber gehörig Rede stand“⁷

⁵ Archiv Israelitische Kultusgemeinde Endingen, Accord mit dem Malermeister vom 16. Februar 1851.

⁶ *Allgemeine Zeitung des Judentums* vom 25. Januar 1847.

⁷ *Allgemeine Zeitung des Judentums* vom 20. Mai 1850.

Obwohl einst vom Kanton als Rabbiner eingesetzt, wurde mit Wyler auch im Zusammenhang mit der Einrichtung der Synagoge immer intensiver gestritten, bis der Machtanspruch des Rabbiners am 28. Januar 1852 mit seiner Amtsenthebung durch den Kanton ein jähes Ende fand. Dies geschah noch vor der Einweihung der Endinger Synagoge, die am 26. März desselben Jahres ihrer Bestimmung mit einer würdigen Feier übergeben wurde. Damit wurde dem fortschrittlichen Teil der Gemeinde der Weg geebnet, im neuen Gotteshaus ihre Vorstellungen eines zeitgemässen Gottesdienstes umzusetzen.

Die strittigen Fragen anlässlich der Planung des neuen Gotteshauses drehten sich vor allem um die Stellung der Bimah, dem Lesepult für die Thora, dass nach alter Sitte in die Mitte in der Synagoge gestellt werden sollte. Die reformwilligen Mitglieder wollten dies jedoch nach Osten hin vor den Thoraschrank rücken. Nicht mehr allein das Zitieren der Thora sollte liturgischer Höhepunkt der Gebetsfolge bleiben, sondern auch die wöchentlich vom Almemor aus gehaltene Predigt. Die vom Aargauer Kantonsrat erlassene Verordnung *betreffend die Rabbinate der beiden israelitischen Gemeinden Endingen und Lengnau* schrieb demnach vor:

„Derselbe hat, Nothfälle ausgeschlossen, alle Sabbate und an allen Festtagen wenigstens einen halbstündigen Religionsvortrag in deutscher Sprache zu halten. Im Übrigen aber kann er so predigen, als er es für angemessen erachte. Dabei befeisse er sich einer richtigen, reinen, einfachen und würdigen Sprache, mit deutlichem und ausdrucksvollem Vortrage.“⁸

Ein weiteres, intensiv diskutiertes Thema betraf die Zuteilung der Plätze in der neuen Synagoge und ihre Klassifizierung in unterschiedlich teure Kategorien. Die daraus entstandenen Schwierigkeiten ergaben sich aus der Tatsache, dass in der alten Synagoge die Plätze in das Eigentum der Familien übergegangen waren, und dieses nun mit dem Bau des neuen Gotteshauses verloren ging. Auch der Chorgesang hielt Einzug in den Gottesdienst. Mit eigens für die Eröffnungsfeier gegründeten Synagogenchören bereitete man sich auf das wichtige Ereignis vor:

„Der Akt der Einweihung für sich war schon ein Schritt vorwärts, indem deutsche Gesänge den Vorrang haben, was von der Gemeinde gerne gesehen und vom Rabbiner nicht angefochten wurde. Möchte nur in diesem Sinne fortgefahren werden! [...] Der Gesang, an den jeder, der die Verhältnisse kennt, auch nicht zu viel Ansprüche macht, ist im Allgemeinen gelungen zu nennen. Die Israeliten Aargau's werden in der Zukunft gewiss auch singen lernen, wenn der Mut dazu gegeben wird.“⁹

⁸ *Allgemeine Zeitung des Judentums* vom 4. April 1853.

⁹ *Der Schweizer Bote* vom 14. August 1847.

Die Frauen der beiden Gemeinden begannen, sich in Vereinen zu organisieren, um ihre Anliegen und Interessen besser vertreten zu können. War für die weiblichen Besucher der Synagoge Lengnau der Blick auf das Geschehen im Erdgeschoss durch den horizontalen Boden der dreiseitig umlaufenden Galerie noch eher schwierig, so ermöglichte die abgetreppte Neigung der Emporen der fünf Jahre später eingeweihte Synagoge Endingen den Frauen, einen Blick ins Erdgeschoss zu erhaschen. Über den Brüstungen der Galerien erstellte man jedoch eine kunstvoll geschnitzte Abtrennung, die so genannte *Mechiza*, dies nach den Anforderungen einer orthodox geführten Synagoge, um auch den männlichen Besuchern den direkten Blickkontakt zu den Frauen zu verwehren. Ebenso besitzen beide Synagogen getrennte Eingänge für weibliche und männliche Besucher.

Grosse Anstrengungen unternahm man bei der Gestaltung der Einweihungsfeiern. Diese sollten den zahlreich erschienenen Vertretern von Kanton und Kirche klar vor Augen führen, dass mit dem Bau des neuen Gotteshauses die Gemeinden einen grossen Schritt zur Anerkennung und Emanzipation vollzogen hatten. In Endingen verkündeten Böllerschüsse schon um 6 Uhr früh weithin das freudige Ereignis. Die Türen zur Synagoge öffneten sich zum ersten Mal den zahlreichen Vertretern von Staat und Kirche zu der von Andacht und Würde geprägten Einweihungsfeier. Das anschliessende Bankett bot Gelegenheit, sich als würdiger Gastgeber den Gästen gegenüber dankbar zu zeigen und in zahlreichen Trinksprüchen auf das Wohl und die Zukunft der neuen Heimat, der Eidgenossenschaft, anzustossen.

Der Genfer Tempel

1859 wurde in Genf die erste Schweizer Stadtsynagoge¹⁰ eingeweiht, nachdem der dortigen Gemeinde von der Stadt unentgeltlich ein Grundstück zur Verfügung gestellt worden war. Die Regierung unter Führung des Radikalen James Fazy bekundete damit ihre liberale Haltung den religiösen Minderheiten gegenüber. Innerhalb weniger Jahre entstanden auf dem durch den Abbruch der Stadtwälle entstandenen neuen Bauland nebst dem jüdischen Gotteshaus auch die englische Kirche (1851), die griechisch-orthodoxe Kirche (1866) sowie der Tempel der Freimaurer (1860) (Abb. 8).

Als Architekt des neuen jüdischen *temple* wirkte der aus dem Zürcher Oberland stammende Jean Henri Bachofen (1821-1889). Nach seiner Aus-

¹⁰ Schon 1850, also noch vor der Einweihung der Endinger Synagoge im Jahre 1852, wurde in Basel eine Synagoge ihrer Bestimmung übergeben, dabei handelte es sich jedoch nicht um einen eigenständigen Bau, sondern um ein in eine bestehende Liegenschaft eingebautes Betlokal.

bildung in Zürich als Kartograph liess sich Bachofen in Paris als Architekt ausbilden. Gleichzeitig mit der Synagoge entstand durch Bachofen die kleine neugotische Kirche in Versoix, als sein wichtigstes Werk gilt das 1865 erstellte Postgebäude Genfs, das 1912 abgebrochen wurde.

Mit der Berufung des aus Endingen stammenden Markus Getsch Dreifuss (1812-1877) als Rabbiner nach Genf erfuhr der Grundriss (Abb. 9) nachweislich Änderungen, die auf die Beharrlichkeit des reformwilligen Rabbiners zurückzuführen sind. Dreifuss, dem schon beim Bau der Endinger Synagoge eine führende Rolle in der Einführung eines neuen Reformgottesdienstes zukam, war mittlerweile zu einem der führenden Schweizer Juden geworden, die sich um die Mitte des 19. Jahrhunderts für die Emanzipation ihrer Mitbürger einsetzten. Dem von Bachofen als Zentralbau geplanten Gotteshaus wurde eine Vorhalle angefügt, die auch als gemeinsamer Eingang für Frauen und Männer benutzt wurde. Obwohl als Zentralbau konzipiert, wurde die *Bima* aus dem Zentrum vor den *Aron ha-Kodesch* gerückt, welcher selbst in einer angebauten halbrunden Apside Platz fand. Eigens für die Predigt wurde eine Kanzel eingebaut (Abb. 10), ganz in der Tradition protestantischer Kirchenbauten. Die reformistischen Absichten des jungen Rabbiners hatten also direkten Einfluss genommen auf den Entwurf des Architekten. Der Zentralbau mit Tambour und Kuppel besitzt vier minarettartige Türme über den seitlichen Treppenhäusern (Abb. 11). Zu den übrigen typischen Merkmalen maurischer Architektur gehören die aufgebrachten Streifen auf der Fassade und die Verwendung Hufeisen förmiger Fensteröffnungen.

„Die jüdische Synagoge mit ihrer Jerusalemskuppel“¹¹ wurde allseits gelobt und auch von jüdischer Seite wurde dem Neubau attestiert, dass die Verwendung des orientalischen Stils dem Ursprung und der Tradition des Judentums entspreche: «Avec son grand dôme au centre et ses minarets aux quatre coins notre temple représente un véritable temple oriental, tout à fait conforme à l'origine et aux traditions de notre religion.»¹²

Der Entwurf der Basler Synagoge

Äusserst gut dokumentiert sind jene Entscheidungsprozesse, die zum Bau der 1868 in Basel eingeweihten Synagoge (Abb. 12) führten. Indem man sich auf das Genfer Vorbild berief, stellte die Basler Gemeinde an den Stadtrat den Antrag, der Kanton möge der jungen und finanzschwachen

¹¹ *Intelligenzblatt der Stadt Bern* vom 30. August 1859.

¹² *L'Univers Israélite*, August 1859, zitiert nach DOMINIQUE JARRASSÉ, *Une histoire des synagogues françaises. Entre Occident et Orient. Essai*, Paris 1997, S. 226.

Gemeinde ebenfalls unentgeltlich ein Grundstück zur Verfügung stellen. Nach abschlägigem Entscheid entschloss man sich zum Kauf einer Parzelle ausserhalb der alten Stadtgrenzen. Als Architekten verpflichtete man den jungen Architekten Hermann Gauss (1835-1868). Von Stuttgart nach Basel gekommen, fand Gauss zunächst eine Anstellung als Adjunkt im technischen Büro der Schweizerischen Centralbahn. Nach Erhalt des Basler Bürgerrechts im Jahr 1860 entwarf Gauss als selbstständiger Architekt mehrere Bürgerhäuser in klassizistischem Stil in dem im Gebiet der abgebrochenen Stadtmauern expandierenden Basel. Gauss starb 1868, noch vor der Einweihung der Synagoge, die als sein bedeutendstes Werk gilt. Im Rahmen seiner Arbeit war er zuvor auch für die Familie des damaligen Gemeindepräsidenten Samuel Dreyfus-Neumann tätig gewesen, was ihm wohl zum Auftrag für den Bau der Synagoge verholfen hatte.

Nach zwei vorgängigen Entwürfen für die Synagoge, die durch den verwendeten neu-romanischen Stil in keiner Weise den Vorstellungen des Gemeindevorstandes entsprachen, verpflichtete man den jungen Architekten, „mit den Mitgliedern der Baukommission [...] eine Reise zu machen, um verschiedene Synagogen miteinander zu studieren. Die Reisekosten übernimmt die Baukommission.“¹³

Ein kleines Skizzenheft (Abb. 13) mit Zeichnungen der auf seiner Reise besuchten Gotteshäuser dokumentiert den Lernprozess des jungen Architekten, der mit seinem dritten und definitiven Entwurf seinen Abschluss fand. Der Zentralbau wurde 1892 vergrössert durch den Anbau eines gleich grossen Volumens an die bestehende Synagoge.

Beim Bau der Basler Synagoge war es also nicht der Architekt sondern die dortige jüdische Gemeinde, die klare Vorstellung besass, wie das neue Gotteshaus zu errichten sei. Man schuf sich mit der Wahl eines jungen, eher unerfahrenen Architekten die Möglichkeit, den Entwurf beeinflussen zu können.

Im Gegensatz zur Genfer Synagoge besitzt die Fassade der Basler Synagoge nur teilweise maurische Elemente. Dies sind vor allem die typische Streifung der Fassade und die Form der zentralen Kuppel. Der Innenraum jedoch besass bunte maurische Tapisseriemalereien und Kapitelle über den Stützen, als deren Vorlage jene der Alhambra in Granada, dem Prototyp der maurischen Architektur schlechthin, dienten.

¹³ Staatsarchiv Basel, StABS, PA 128, Archiv H. Gauss.

Gottfried Semper in Zürich

Solche Kapitele besitzt auch die von Gottfried Semper (1803-1879) entworfenen Synagoge Dresdens (Abb. 14, 15), die schon im Jahre 1840 ihrer Bestimmung übergeben worden war. Semper war 15 Jahre später nach seinem Exil in Paris und London im Jahr 1855 als Lehrer an das neu gegründete Zürcher Polytechnikum berufen worden.

Schon 1859 hatte Semper seinen Zürcher Studenten den Entwurf einer Synagoge zur Aufgabe gestellt, zu einer Zeit also, zu welcher in Zürich nur wenige Israeliten als Einwohner registriert waren und noch keine jüdische Gemeinde bestand. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Semper zwei Synagogen entworfen, die oben erwähnte Dresdner Synagoge, eine zweite 1850 in Paris, zu deren Realisierung es jedoch nie kam. Die Dresdner Synagoge wurde 1847 in der angesehenen Wiener Fachzeitschrift Ludwig Försters, der *Allgemeinen Bauzeitung*, veröffentlicht und erhielt dadurch weit reichende Bekanntheit unter den Architekten. Das Äussere der Synagoge (Abb. 14), war ornamentlos und in einfachem neu-romanischen Stil gehalten. Der Synagogen-Innenraum (Abb. 15) jedoch besass im Gegensatz zu bisher entstandenen Synagogenbauten, in welchen orientalische Elemente nur punktuell verwendet wurden, durchgehend orientalische Ornamente und Malereien in einem Umfang, wie sie bis anhin noch nie Verwendung gefunden hatten. Emporen für Orgel und Chor auf der Westseite des zweiten Obergeschoss über den umlaufenden Frauenemporen entsprachen dem Willen der Dresdner Gemeinde, den Gottesdienst zu reformieren, d.h. mit dem Gebrauch der Orgel und der Einführung des gemischten Chorgesanges sich den Ideen der in Deutschland aufkommenden jüdischen Reformbewegung anzuschliessen.

Semper hatte sich im Rahmen seiner in Vorlesungen mit dem Wesen und Ursprung des Synagogenbaus beschäftigt. In seiner *Vergleichende Baulehre* beschreibt er Art und Wesen des Salomonischen Tempels, der Stifthütte und der Mittelalterlichen Synagogenbauten. Die Wahl des maurischen Stils war also nicht einem willkürlichen Eklektizismus entsprungen, sonder fusste auf der fundierten Kenntnis historischer Kultbauten des Judentums.

Maurischer Stil und jüdische Identität

Spricht man von maurischem Stil, so muss prinzipiell zwischen dem Begriff, wie ihn der Historismus gebrauchte, und seiner ursprünglichen Bedeutung als einstiger Baustil der Iberischen Halbinsel des 15. Jahrhunderts unterschieden werden. Die Mauren, ein arabisch-berberisches Volk Nordafrikas, drangen 711 ins christliche Spanien ein, um dieses dem Islam zu unterwerfen. Bis zum Sieg der *Reconquista*, der endgültigen Rückerobe-

rung im Jahr 1492 und damit verbundenen Re-Christianisierung Spaniens, war das Land geprägt von einer kulturell hochstehenden Epoche, die durch das friedliche Zusammenleben von Juden, Christen und Moslems geprägt war. Die maurische Architektur wurde vor allem durch den populären Bau der Alhambra vertreten, der mächtigen Stadtburg auf den Hügeln Granadas, die manchem Architekten des Historismus als Vorbild diente.

Eine breite Schicht der an den neu entstandenen Hochschulen ausgebildeten Architekten beschäftigte sich gerne mit orientalischen Mustern. Orientalmalerei wurde zum adäquaten Ausdruck grenzenloser Phantasie und Sehnsüchte. Zahlreiche Zeigebücher mit Zeichnungen orientalischer Muster und Formen und genauen Kopien maurischer und arabischer Bauten dienten den Architekten und Dekorationsmaler als Vorlage. Die Intensivierung der Antikenforschung und die Berichte über Ausgrabungen historischer Stätten im Nahen Osten lieferten dabei willkommenes Anschauungsmaterial, das es in den neuen Entwürfen umzusetzen galt. Auch die Bezugnahme auf den Salomonischen Tempel als Archetyp jüdischer Baukunst wurde dabei gerne sowohl von jüdischer Seite wie auch von Baufachleuten als Rechtfertigung für den Gebrauch orientalischer Formen aufgeführt. Die neu entstehende Wissenschaft des Judentums betonte die aus der jüdischen Geschichte erwachsene Verbundenheit zum Orient, das heisst insbesondere zu Palästina, der einstigen Wiege des Judentums.

Die Auseinandersetzung mit dem Orient und die Verwendung seines Formen- und Farbenkanons entsprachen dem Modetrend des gebildeten Bürgertums des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Der maurische Stil bot sich dem Architekten an für die Gestaltung der Synagogen, da er bis anhin in konsequenter Verwendung nur selten angewendet wurde und keiner Bauaufgabe zugeordnet war. Die jüdischen Gemeinden durchliefen mit der Übernahme der vom Bildungsbürgertum verwendeten Muster und Formen die von ihnen angestrebte Akkulturation. Der maurische Baustil nahm weniger Bezug auf die Zeit einstiger kultureller Hochblüte in Spanien, vielmehr bot er die Möglichkeit, alles Jüdische nach vollzogener Emanzipation in seiner optischen Präsenz unter dem Begriff orientalisches zu subsumieren. Für die Gemeinden ging es dabei nicht darum, lediglich zu kopieren oder zu adaptieren, sondern die neu gewählte Machart zu einem übergeordneten, neuen Stil zu erheben, der nicht in die Vergangenheit weise, sondern vielmehr in die Gegenwart und als moderner und zeitgemässer Stil für Synagogenbauten verstanden werden sollte. Einerseits war man bemüht, sich mit ansehnlichen Bauten dem Christentum gegenüber als gleichwertig darzustellen, andererseits verliehen der Griff nach dem neuen, fremdländischen Stil der neuen Synagoge eine eigenständige Identität, die es im Rahmen der um sich greifenden Assimilation zu wahren galt.

Die Beschäftigung mit dem Orient durch Christen und Juden besass jedoch einen wesentlichen Unterschied: Während Erstere lustvoll aber vorbehaltlos Formen, Farben und Muster aus fernen Ländern kopierten, ohne deren Inhalte und Ursprünge wirklich zu erforschen, erhielten diese für die jüdische Gesellschaft mit der Verwendung für den Bau der Synagogen einen neuen zeitgemässen Sinngehalt. Sie dienten als Vehikel zur Bildung einer neuen öffentlichen Identität und erlaubten die Etablierung eines neuzeitlichen Stils. Das orientalisch „Fremdländische“ wurde zum vertrauten Teil der eigenen, jüdischen Kultur. Diese Tatsache dokumentiert ein Ereignis anlässlich der Grundsteinlegung der Synagoge an der Löwenstrasse in Zürich: In die Hülse des Grundsteins wurde ein Bild von Alfred Chiodera, dem Architekten der Synagoge eingemauert. Dieses zeigt Chiodera, auf einem Kamel sitzend, als Beduine verkleidet.

Robert Mosers Entwurf für eine Synagoge in Baden

Die Aargauische Bäderstadt Baden erfuhr mit der 1866 gewährten freien Niederlassung durch die Revision der Bundesverfassung starken Zuwachs aus den beiden nahe gelegenen Surbtaler Dörfern Endingen und Lengnau. Der Wunsch nach dem Bau einer eigenen Synagoge entsprach dem Willen und den Vorstellungen der emanzipationswilligen Juden, sich im urbanen Gefüge der Bäderstadt ein eigenes, autonomes Gesicht zu verleihen. Daher engagierte man 1872 den zu jener Zeit angesehenen Badener Architekten Robert Moser für den Entwurf eines entsprechenden Gotteshauses. Moser hatte kurz zuvor den Auftrag der Stadt Baden für den Bau des für die Entwicklung der Stadt so wichtigen Kurhauses erhalten.

Sein Entwurf der Synagoge (Abb. 16) besitzt auf der Westseite zwei minarettartige Türmchen. Diesen aufgesetzt ist je eine zwiebelartige Kuppel, die von einem Davidstern gekrönt werden. Der Doppel-Tür-Eingang zwischen den beiden Türmchen erinnerte symbolhaft an den Ursprung der nach Baden eingewanderten Surbtaler Juden: Aus der in Endingen und Lengnau gemachten Auflage, dass Juden und Christen nicht unter dem gleichen Dach wohnen dürfen, entstanden solche doppeltürige Eingänge, die noch heute vereinzelt bei Wohnhäusern wie auch bei der Lengnauer Synagoge erhalten sind. Mosers Bau wurde nie ausgeführt. Erst 1913 erhielt die Badener Gemeinde ihre eigene Synagoge, bezeichnenderweise auf einem Grundstück direkt neben Mosers Kurhausbau (Abb. 17) aus dem Jahre 1875.

Die Tatsache, dass Mosers Entwurf noch 1896 an der Weltausstellung von Philadelphia als Beispiel guter Schweizer Architektur einem breiten Publikum zu Schau gestellt wurde, zeigt, mit welcher Selbstverständlich-

keit auch der Bau von Synagogen im Repertoire des Architekten seinen Platz eingenommen hatte.

Zürich und St. Gallen, die Architekten Chiodera und Tschudi

In Zürich und St. Gallen entstanden 1881 respektive 1884 zwei Synagogenbauten, beide entworfen von den beiden Zürcher Architekten Alfred Chiodera (1850-1916) und Theophil Tschudy (1847-1911). Tschudy hatte am eidgenössischen Polytechnikum bei Gottfried Semper studiert, Chiodera erhielt seine Ausbildung am Stuttgarter Polytechnikum. Ab 1878 führten die beiden in Zürich ihr eigenes Architekturbüro.

Wie die jungen Architekten jedoch zu ihrem Auftrag für den Entwurf ihrer ersten Synagoge kamen, ist unklar. Vielleicht waren es die guten Verbindungen zwischen dem St. Galler Gemeinderabbiner Dr. Hermann Engelbert und dem Zürcher Rabbiner Dr. Alexander Kisch. Dieser pflegte intensive Beziehungen zu seinem St. Galler Kollegen und berichtete in der von ihm begründeten *Neuen Israelitischen Zeitung* über die Grundsteinlegung vom 24. Juni 1880. Kisch war auch als Festredner zur Einweihungsfeier eingeladen worden.

Zwar hatte die Gemeinde keinen Wettbewerb ausgeschrieben, doch blieb ihre Absicht, eine neue Synagoge zu bauen, nicht unbemerkt. Vor dem Entscheid über die Auftragserteilung hatte die Gemeinde von mehreren St. Galler Architekten Entwürfe erstellen lassen mit entsprechenden Kostenangaben. Als Auswahlkriterien der Architekten waren weniger formale Momente massgebend als eher ihre Fähigkeit, eine kostengünstige Lösung realisieren zu können. Nach dem Entscheid, die Aufgabe den beiden jungen Zürcher Architekten Chiodera und Tschudy zu übertragen, wurde in der Folge das Projekt mehrmals überarbeitet. Dabei ging es vor allem darum, der Synagoge einen monumentalen Charakter zu verleihen, obwohl das gewählte Grundstück, in einer Baulücke zwischen zwei bestehenden Wohnhäusern liegend, einen frei stehenden Bau verunmöglichte. Zur Beurteilung des Projektes der beiden jungen Zürcher Architekten gelangte die Gemeinde an den St. Galler Architekten Johann Kunkler. Als bedeutender Architekt hatte Kunkler mit seinen Bauten und seinem Engagement in mehreren Gesellschaften und Vereinigungen massgebend zur baulichen Entwicklung St. Gallens beigetragen. Mit seiner Begutachtung des Projekts vollzog die Gemeinde einen gewichtigen Schritt zur Akkulturation, indem sie dieses nicht ihrem eigenen Urteil, sondern jenem des anerkannten St. Galler Architekten unterwarf.

Noch heute hebt sich die bunt gestaltete Fassade (Abb. 18) mit ihren keramischen Fayenceplatten und grossen Hufeisenbogen über den beiden

Synagogenzugängen deutlich von ihren Nachbarbauten ab. Im Synagogeninnenraum (Abb. 19) wiederholen sich die farbigen Malereien und orientalischen Formen und Muster, die bis heute in ihrer Ursprünglichkeit erhalten geblieben sind und dem Bau eine faszinierende Authentizität verleihen. Wie schon in Endigen und Lengnau finden sich in den Protokollen der Baukommission keinerlei Hinweise, die sich mit formalen Aspekten des Gotteshauses beschäftigen. Vielmehr konzentrierte man sich auch in St. Gallen auf die Erarbeitung einer neuen Synagogenordnung und entsprechender Reglemente, mit welchen man der fortschreitenden Tendenz zum reformierten Gottesdiensten Folge leisten wollte.

Für die Einweihung liess man sich aus der grossen Berliner Synagoge an der Oranienburger Strasse die neuen Kompositionen von Louis Lewandowski zuschicken, die der St. Galler Gesangsvereinen Frohsinn, dem auch einige Mitglieder der jüdischen Gemeinde angehörten, mit entsprechender Inbrunst und unter Begleitung des neuen, vom Frauenverein gespendeten Harmoniums anlässlich der würdevollen und festlichen Einweihung intonierte.

Zwei Jahre später erhielten die Architekten Chiodera und Tschudi den Auftrag für den Entwurf der neuen Synagoge des Israelitischen Cultusvereins Zürich. Auch hier hatte die Gemeinde zuvor bei einigen bekannten Zürcher Architekten Entwürfe mit Kostenschätzung erstellen lassen. Sicher kam den beiden Architekten Chiodera und Tschudy zugute, dass sie kurz zuvor die St. Galler Synagoge entworfen hatten. Die im Gegensatz zum St. Galler Bau etwas vorteilhaftere Eckelage des Grundstückes (Abb. 20) ermöglichte das Konzept einer basilikalen Anlage, ohne jedoch auf die Verwendung einer zentralen Kuppel zu verzichten. Diese war zunächst von aussen her sichtbar, wurde aber nach der Überarbeitung des Projekts mit einem Satteldach überdeckt, um den Baukörper mehr optische Höhe verleihen zu können. Nach dem Erwerb des Grundstückes hatte man sich bemüht, das Bauwerk noch vor Eröffnung der Landesausstellung von 1882 einzuweihen, um mit dem stolzen Bau den zahlreich erwarteten Besuchern zu verdeutlichen, dass auch die neu entstandene jüdische Gemeinschaft Zürichs fähig war, mit ihrem Gotteshaus einen kulturellen Beitrag an die Stadtentwicklung zu leisten. Die Synagoge wurde jedoch erst zwei Jahre später eingeweiht.

Dem Bau wurde durchaus auch öffentliches Interesse entgegengebracht. Noch vor der Eröffnung konnte man in der Neuen Zürcher Zeitung lesen:

„[Es ist] lebhaft zu bedauern, dass die Synagoge an eine Zinshaus-Gruppe angebaut werden musste, ein Umstand, welcher der freien Entfaltung des architektonischen Geistes selbstverständlich hinderlich in den Weg trat und namentlich einen ausgeprägten Kuppelbau unmöglich gemacht hat. Man muss es unbegreiflich finden, dass die städtischen Behörden bei Errichtung solcher

monumentaler Bauten nicht die Initiative ergreifen, um denselben einen würdigen Platz anzuweisen, da doch solche Gebäude, wenn sie eine glückliche Lage erhalten, zur Verschönerung der Stadt wesentlich beitragen.“¹⁴

Auch in den Versammlungen der Sektion Zürich des Schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereins wurden die Entwürfe für das neue jüdische Gotteshaus diskutiert. Aus seinen Protokollen geht hervor, dass anlässlich einer Vereinsversammlung die verschiedenen Entwürfe den Mitgliedern unterbreitet worden waren. Ähnlich wie in St. Gallen wurde der damalige Stadtbaumeister Arnold Geiser von der Gemeinde beratend beigezogen, um die unterschiedlichen eingegangenen Entwürfe zu begutachten. Da keiner der Entwürfe seine Vorstellungen erfüllte, entschied er sich, durch den Architekten Emil Schmidt-Kerez einen Vorschlag ausarbeiten zu lassen, der seinen Vorstellungen entsprach. Nach Auftragserteilung an die beiden Architekten Chiodera und Tschudy richtete Schmidt-Kerez schwere Vorwürfe an die beiden, indem er ihnen vorwarf, sie hätten seinen Entwurf kopiert, um den Auftrag zu ergattern. Die beiden jungen Architekten wehrten sich gegen diesen Vorwurf und traten unter Protest aus dem SIA aus.

Gegenüber der St. Galler Synagoge, wo vor allem die bunten Malereien ausschlaggebend sind für den überwiegend orientalischen Eindruck, lässt eine historische Aufnahme (Abb. 21), mit welcher sich die beiden Architekten für die Teilnahme am Wettbewerb der Synagoge von La Chaux-de-Fonds bewarben, erahnen, welch fremdländischen Eindruck der Zürcher Bau mit den aufwendigen Stukkaturen auf den Besucher hinterliess.

„Das Hauptgewicht hat der Architekt, den Anforderungen des maurischen Stils entsprechend, auf die Ausschmückung der inneren Theile des Baues gelegt. Die Nüchternheit und Kahlheit, welche den protestantischen Kirchen eigen sind und ihnen – wie die Katholiken und die Juden meinen, mit Unrecht und zwar in ästhetischer und religiöser Hinsicht mit unrecht – zum Verdienste angerechnet werden, konnte der orientalischen Phantasie nicht zusagen. Und so entstand in diesem Stile eine übermässige Prachtentfaltung und ein ornamentaler Reichtum, der in erster Linie auf Sinne und Phantasie zu wirken bestimmt ist....Im Innern des Gebäudes überrascht [sic] in angenehmer Weise die kunstvollen, eigenartigen Verzierungen und die lebhaftige Farbenpracht.“¹⁵

¹⁴ *Neue Zürcher Zeitung*, 10. September 1884.

¹⁵ DAVID BÜRKLI, *Züricher Kalender nebst Monatskalender und Münz- und Massvergleichen aus dem Jahr 1886*, Zürich. S. 17. Zeitgleich mit der Zürcher Synagoge entstand durch die gleichen Architekten die Villa Patumbah am Rande der Stadt Zürich. Ihr Auftraggeber war ein aus Sumatra nach Zürich zurückgekehrter Tabakhändler, der im Ausland zu ansehnlichem Reichtum gekommen war. Dieser liess sich am Rande der Stadt Zürich ein Wohnhaus in überbordendem und detailreichem Kolonialstil erbauen. Auch dieser Bau zeugt von der reichen Phantasie der

Zusammenfassung

Untersucht man die Entstehungsgeschichten jener Synagogen der Schweiz, die in der Phase der Emanzipation der jüdischen Bevölkerung, d.h. in der Zeitspanne von ca. 1850 bis 1900 entstanden sind, so zeigt sich, dass der Entwurf der Synagoge nur selten durch die Gemeinden selbst beeinflusst wurde. Die Architekten setzten sich gerne mit der neuen Aufgabenstellung auseinander und wiesen ihr eine dem Kirchenbau ebenbürtige Bedeutung zu. Die geschilderten Beispiele zeigen, dass über Synagogenbauten auch in der Öffentlichkeit und ausserhalb der jüdischen Gemeinden diskutiert wurde. Sie wurden sowohl für die Gemeinden wie auch für das Umfeld zum Träger der neu erhaltenen Identität, wobei das Erscheinungsbild der Synagogenbauten vor allem durch deren Planer bestimmt wurde. Diese interessierten vor allem die Fragen, wie und in welchem Stil die jüdischen Gotteshäuser zu erbauen seien und welche Stellung ihnen im öffentlichen Raum zukommen solle. Der Synagogenbau wurde zum festen Bestandteil des Repertoires der neu aufgekommenen Berufsgattung der Architekten, welchen in der Gesellschaft mit der Etablierung der neu gegründeten technischen Hochschulen eine gefestigte Stellung zukam.

Einzig in Basel ist eine Einflussnahme der Gemeinde auf den Entwurf des Architekten nachweisbar. Dies mag kein Zufall sein. Die dortigen Gemeindemitglieder, die vor allem aus dem elsässischen und süddeutschen Raum stammten, waren mit dem Bautypus Synagoge vertraut, waren doch in ihren ursprünglichen Heimatorten vor den Schweizer Bauten eine Vielzahl von jüdischen Gotteshäusern entstanden. Den Baslern ging es demzufolge nicht darum, über den zu wählenden Stil oder die zu verwendenden Muster zu reflektieren, sondern vielmehr mit der Übernahme der ihnen vertrauten Architektur ein Stück Heimat nach Basel zu transferieren.

Der Bau eines neuen Gotteshauses kurz nach der rechtlichen Anerkennung und die Möglichkeit, sich als öffentlicher Verein zu konstituieren, bedeutete für die jungen Gemeinden vor allem ein mutiges finanzielles Unterfangen, das es möglichst unbeschadet zu überstehen galt. Dies führte oft zu dramatischen Verschuldungen, die meist mit zusätzlichen Gemeindesteuern und den vermehrten Einnahmen durch das kontinuierliche Anwachsen der Gemeinden wett gemacht wurde. Auf ideeller Ebene konzentrierte man sich parallel zur Bauplanung auf die Formulierung neuer Synagogenreglemente, auf die Klassifizierung der neu geschaffenen Synagogenplätze oder auf eine zeitgemässe Gestaltung des Gottesdienstes. Mit

beiden Architekten. Mit einem kritiklosen Eklektizismus wurden Formen und Muster verwendet, ganz im Trend des damaligen vorherrschenden Historismus.

den neuen Synagogenbauten verband man die Hoffnung, dem Gottesdienst eine neuwertige, aufgeschlossene Bedeutung verleihen zu können. Rabbiner, Kantor und Synagogendiener erhielten eine entsprechende Kleidung, stark angelehnt an die Praxis kirchlicher Würdenträger. Die Ausrichtung nach Osten hin und der Zusammenzug von *Bima* und Thoraschrank rückten das Rezitieren der Thora aus dem eigentlichen Zentrum des jüdischen Gottesdienstes. Der räumlichen Umsetzung der neu eingeführten Predigt entsprachen der Einbau von Kanzeln und Redepulten.

Die Gründung von gemischten Synagogenchören und die Einführung des Harmonium- oder Orgelspiels sollten zur Hebung der Andacht und zur Erbauung des Gottesdienstes beitragen.

Mit der Gestaltung von aufwendig und stark reformierten Einweihungsgottesdiensten brachte man die Absicht zum Ausdruck, sich selbst als integrationswillige jüdische Gemeinden darzustellen, die nun dank ihrer neuen Synagogenbauten als dem Christentum ebenbürtige Religionsgemeinschaften zu verstehen seien.

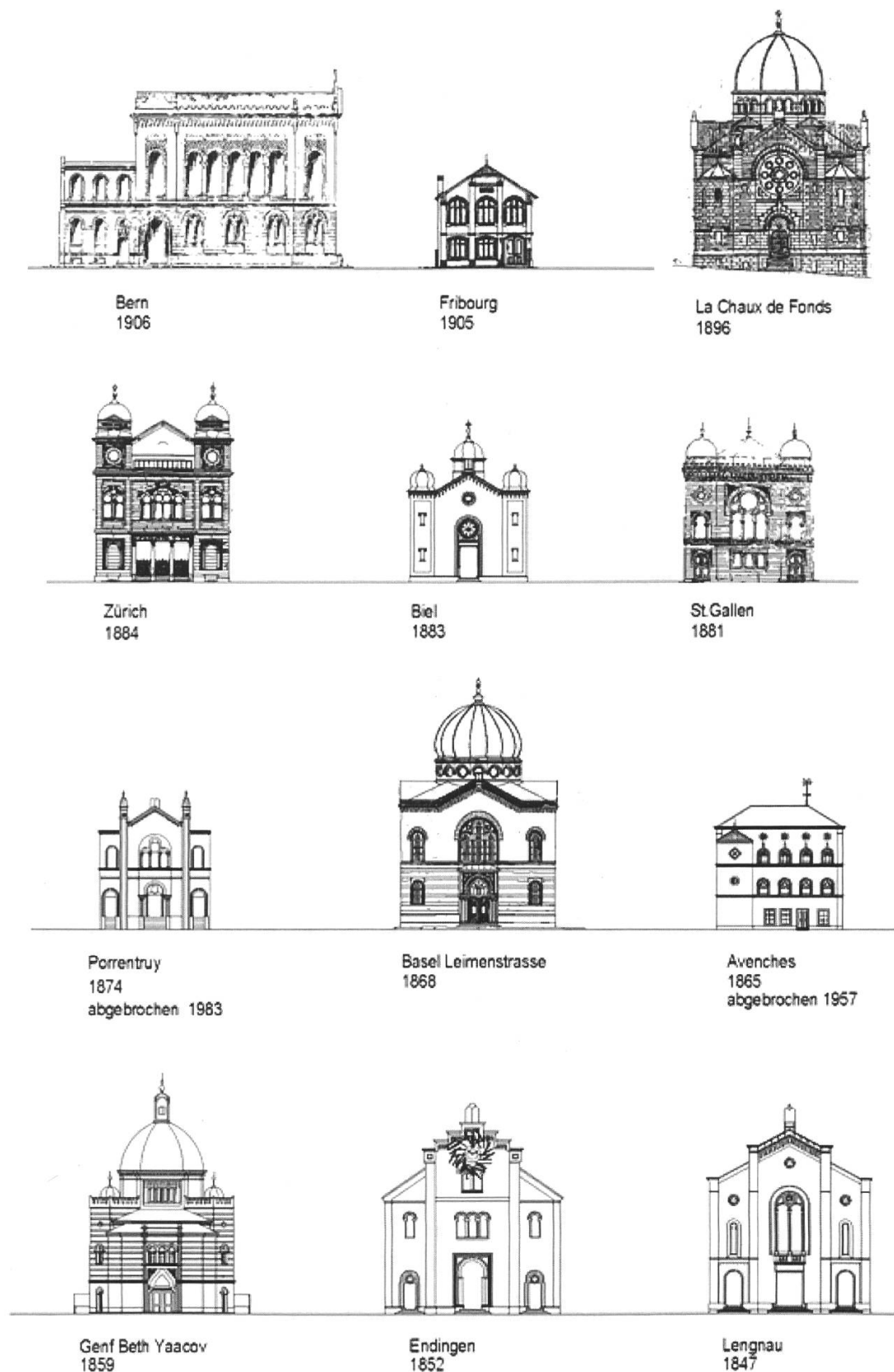


Abb. 1a Massstäblicher Vergleich aller Synagogen der Schweiz in chronologischer Anordnung, Zeichnung Ron Epstein.

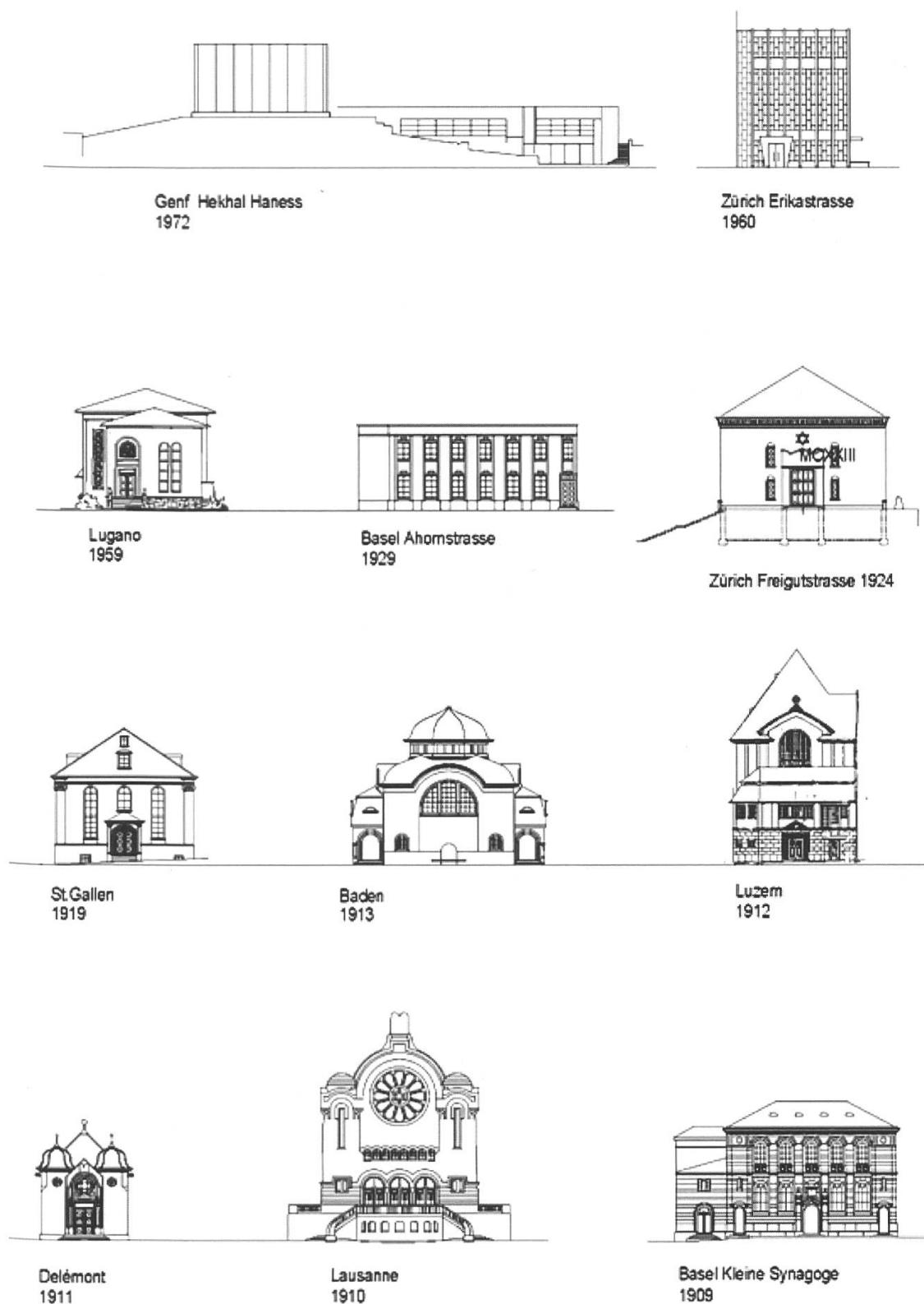


Abb. 1b Massstäblicher Vergleich aller Synagogen der Schweiz in chronologischer Anordnung, Zeichnung Ron Epstein.



Abb. 2 Erste Synagoge von Endingen, 1764. Stich von Rudolf Holzhab.

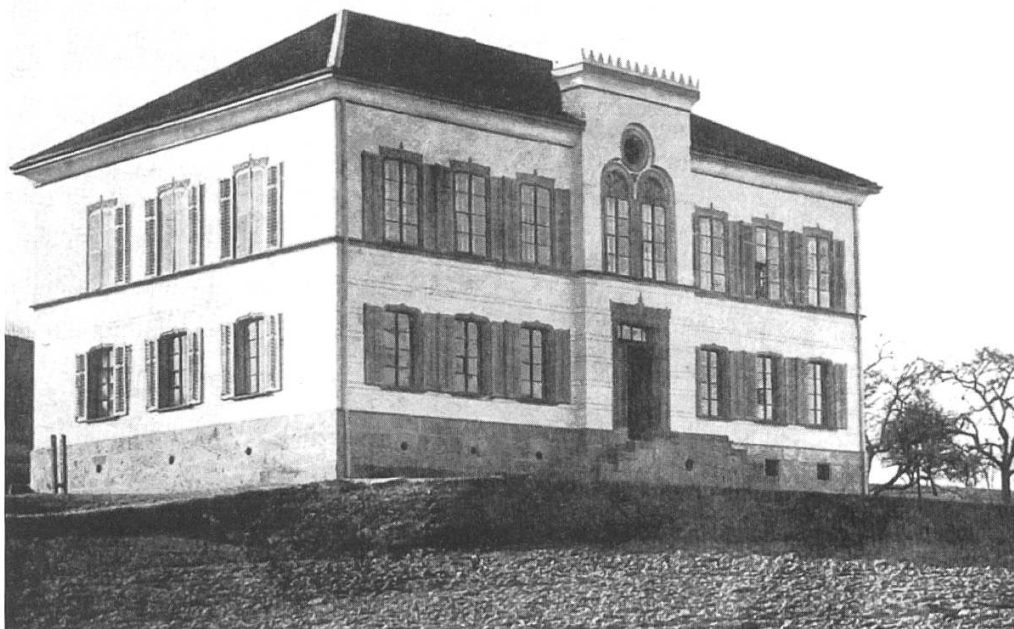


Abb. 3 Schulhaus der jüdischen Gemeinde Endingen mit orientalisch anmutenden Fensterstürzen (Kielbogen) und Dachkranz über dem Haupteingang, erbaut 1856.
Architekt Joseph Caspar Jeuch.



Abb. 4 Lengnau, 1847. Architekt Ferdinand Stadler



Abb. 5 Lengnau 1847, Blick nach Osten. Architekt Ferdinand Stadler

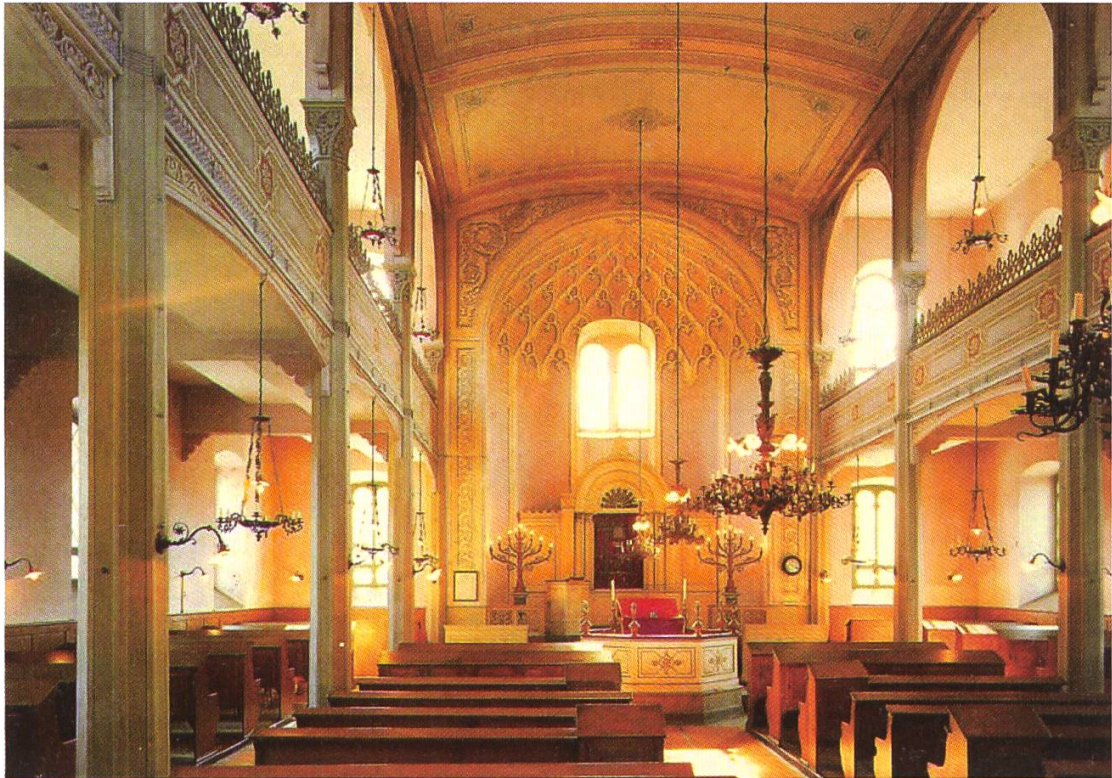


Abb. 6 Endingen 1852, Blick nach Osten. Architekt Joseph Caspar Jeuch.



Abb. 7 Synagoge Endingen, 1852, Architekt Joseph Caspar Jeuch.
Bild Michael Richter, Zürich



Sorrieu, lith.

Briquet & fils Ed à Genève.

Imp. Lemercier Paris

La Synagogue, le Temple unique, le Conservatoire et le Théâtre à Genève

Abb. 8 Genf: In der Mitte der Freimaurertempel, links davon die Synagoge, dahinter das Konservatorium und Theater. Lithographie o. D.
Durch den Abbruch der Stadtbefestigungen entstand Bauland, das den religiösen und gesellschaftlichen Minoritäten teilweise unentgeltlich zur Überbauung überlassen wurde.

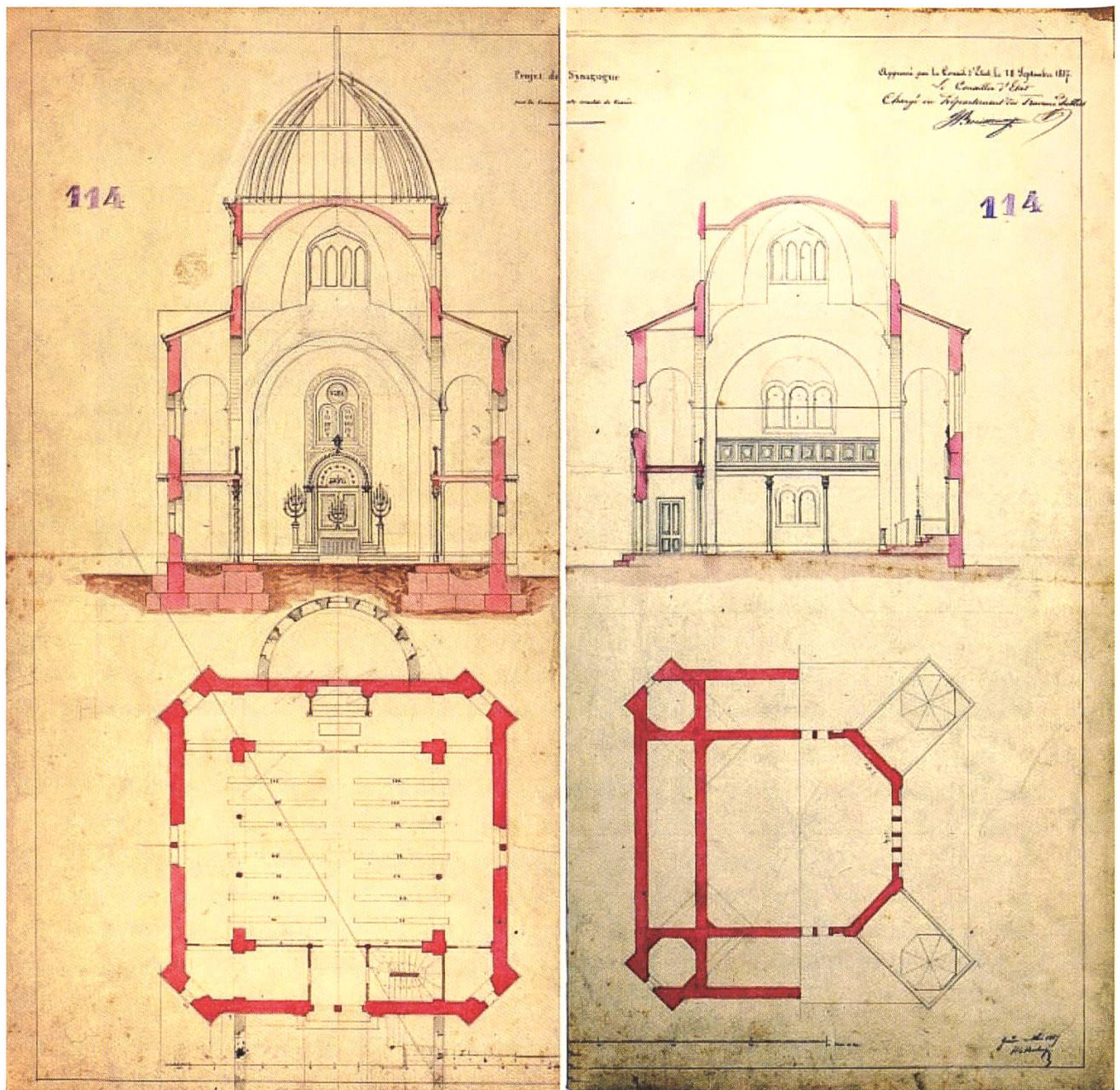


Abb. 9 Originalplan der Genfer Synagoge von Architekt Jean Henri Bachofen, 1857. Deutlich erkennbar sind beim Grundriss die später zugefügte Vorhalle und die im Osten angebaute Apsis, deren Ursprung vermutlich auf die reformistischen Tendenzen von Markus Getsch Dreifuss zurückzuführen sind. Dieser kam kurz vor dem Beginn der Bauausführung aus dem Surbtal nach Genf, um dort als Gemeinderabbiner zu wirken. Der ursprünglich als Zentralraum konzipierte Synagogenbau erhielt eine zusätzliche Längsachse.



Abb. 10 Innenansicht der Synagoge von Genf, 1859.
Blick zur Bimah und Kanzel. Architekt Jean-Henri Bachofen



Abb. 11 Aufnahme der Synagoge von Genf kurz nach der Fertigstellung, um 1860.



Abb. 12 Dritter, definitiver Entwurf für die Synagoge an der Leimenstrasse in Basel von Hermann Gauss, o.D.

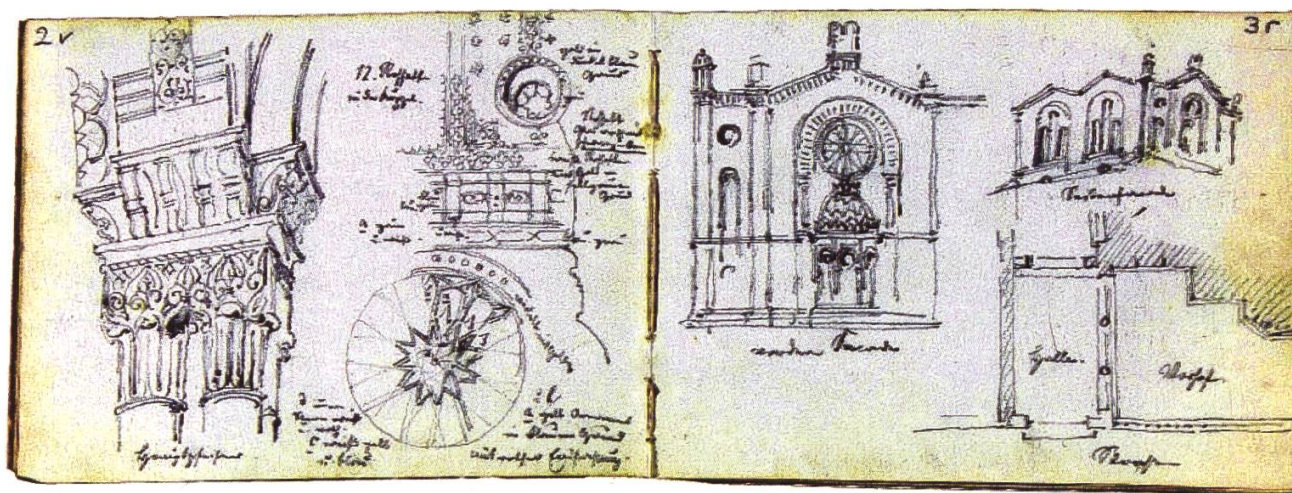


Abb. 13 Skizzenbuch von Hermann Gauss,
links Zeichnungen der Fassade, rechts Détailstudien der Synagoge Stuttgarts.
Die Basler Gemeinde hatte den jungen Architekten dazu verpflichtet,
«mit den Mitgliedern der Baukommission eine Reise zu machen, um verschiedene
Synagogen miteinander zu studieren».



Abb. 14 Synagoge Dresden, 1840, Architekt Gottfried Semper.



Abb. 15 Synagoge Dresden, 1840. Arch. Gottfried Semper.
Erster Synagogeninnenraum mit maurischen Ornamenten.

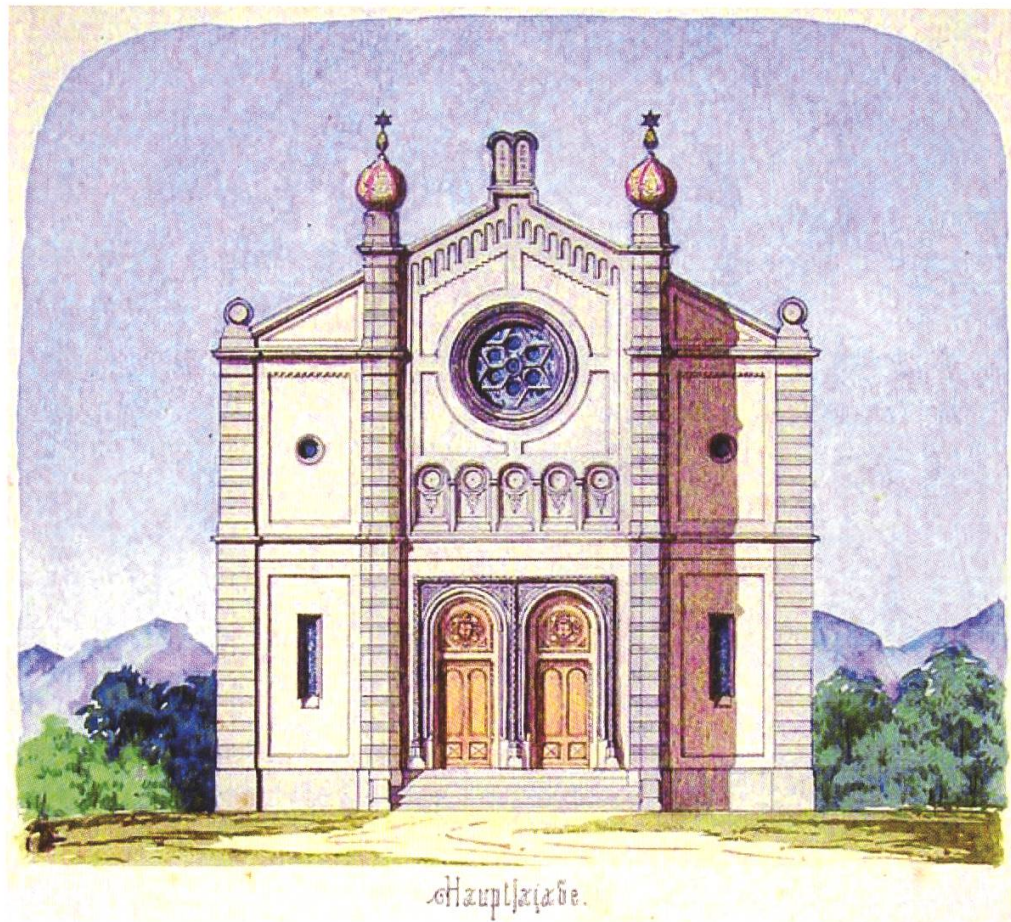


Abb. 16 Eingangsfassade des Projekts von Architekt Robert Moser, Baden 1872.

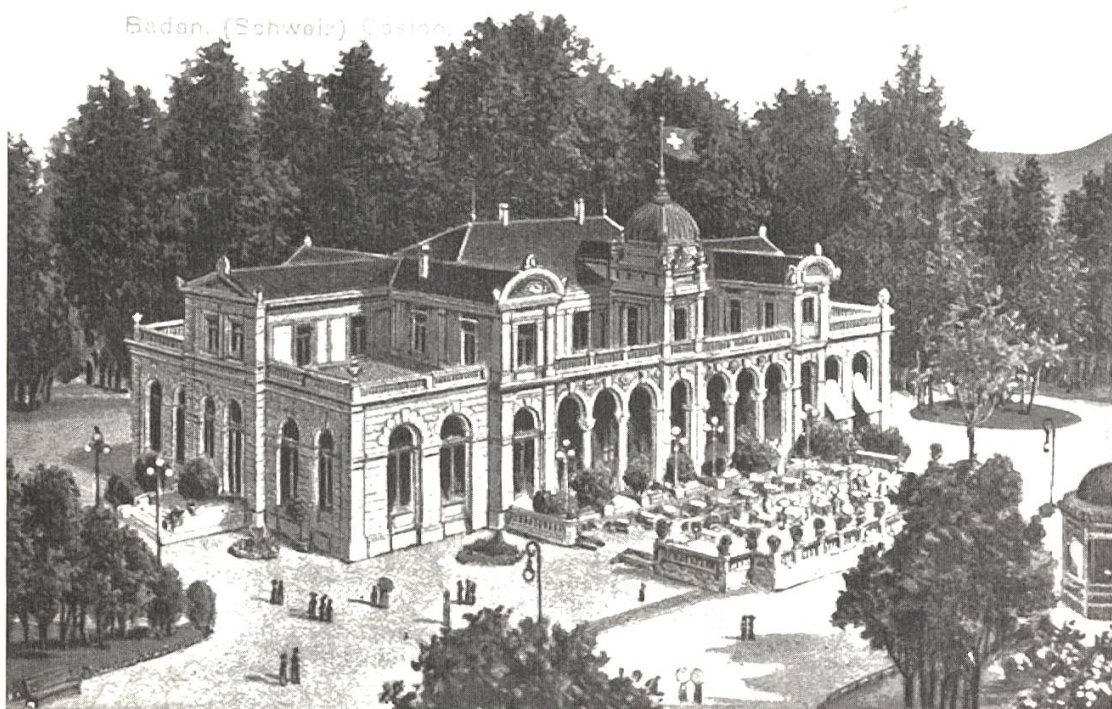


Abb. 17 Kurhaus Baden, erbaut 1872–1875 von Architekt Robert Moser, Postkarte.

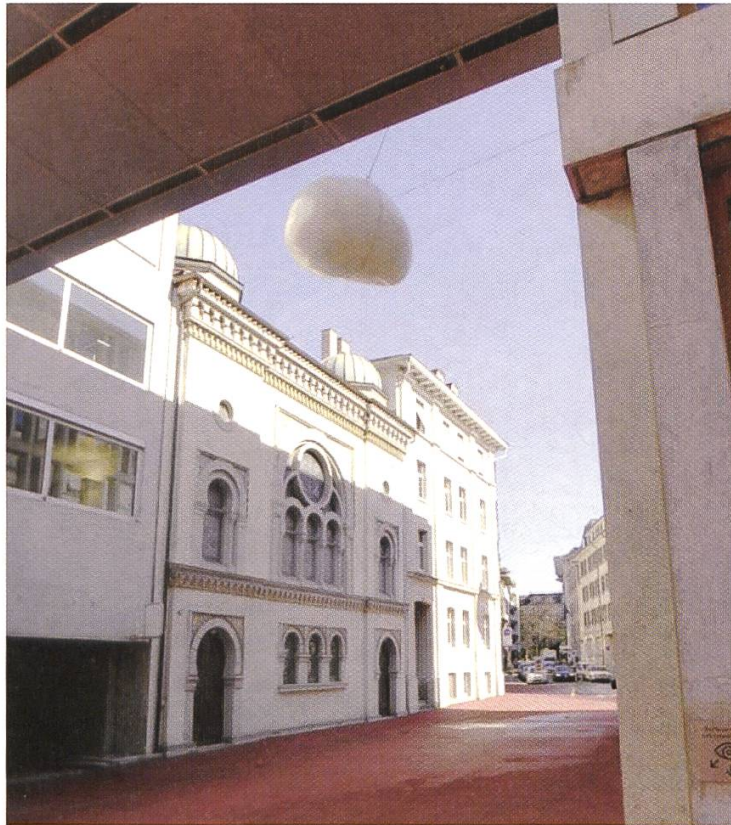


Abb. 18 Die Strassenfassade der Synagoge Frongartenstrasse, St. Gallen 1881.
Gestaltung des Strassenraums durch die Künstlerin Pipilotti Rist.
Architekten Alfred Chiodera und Theophil Tschudy

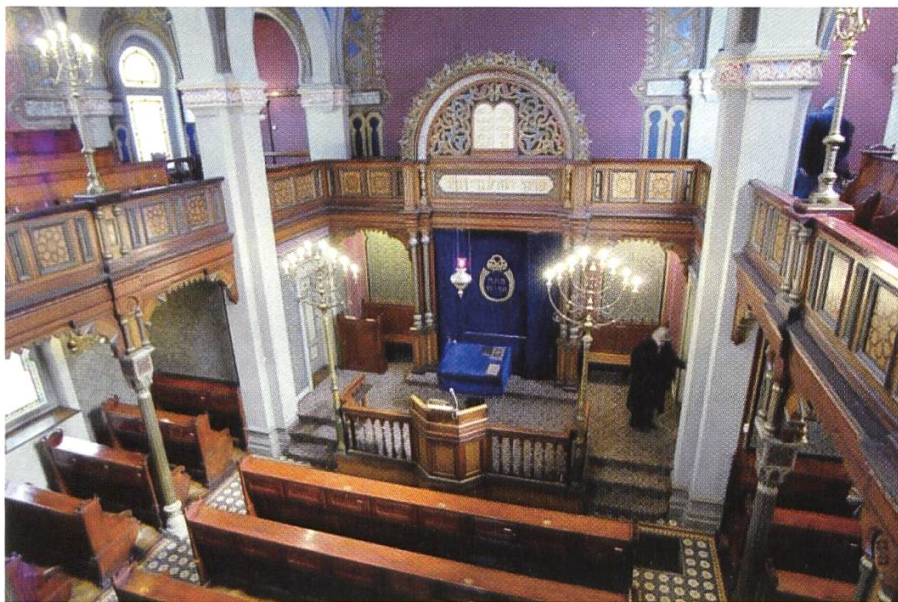


Abb. 19 Blick von der Frauenempore der Synagoge St. Gallen zum Almemor. Die Synagoge blieb bis heute unverändert, ihr reicher Dekor stellt ein einzigartiges Beispiel gut erhaltener, orientalisierender Architektur dar. Der Bau wurde 2004 restauriert. Architekten Alfred Chiodera und Theophil Tschudy, Bild Michael Richter, Zürich



*Abb. 20 Synagoge Löwenstrasse Zürich
Architekten Alfred Chiodera und Theophil Tschudy*

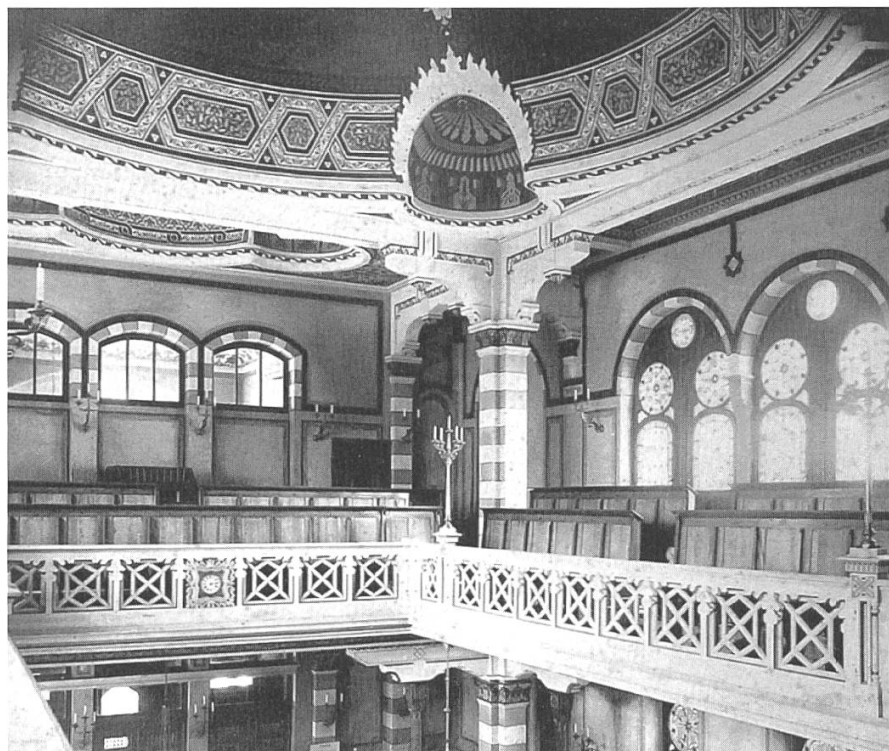


Abb. 21 Originalaufnahme der Synagoge nach 1884. Mit dieser Photographie bewarben sich die Architekten Chiodera und Tschudy in La Chaux-de-Fonds als Architekten für den Bau der dortigen Synagoge.